

theken – deren Vorsitz erstmals in Personalunion mit dem Vorsitz der Sektion 4 des Deutschen Bibliotheksverbandes übernahm (1977–1980). 1982 wurde er in den Bibliotheksausschuss der Deutschen Forschungsgemeinschaft (bis 1988) berufen und hat in vielen DFG-Gremien mitgewirkt (so in den Unterausschüssen für die Erschließung historischer Kartenbestände, für die Verfilmung historischer Zeitungsbestände, für Bestandserhaltung, in der Senatskommission für Germanistische Forschungen, in verschiedenen Gutachtergruppen und Beiräten für eine Reihe von DFG-Projekten). Dem Vorstand des Mikrofilmarchivs der Deutschsprachigen Presse hat er von 1989 bis 2003 angehört und war dessen Vorsitzender von 1995 bis 2001. Er war Gründungsmitglied im Fachbeirat des Deutschen Bibliotheksinstituts in Berlin und Mitglied in verschiedenen Projekten und Arbeitskreisen (z. B. in Evaluierungsprojekten des Wissenschaftsrates; in EUBIB – Nationale Koordinierungsstelle für EU-Bibliotheksförderung; in der Arbeitsgruppe für die Rückführung von kriegsbedingten Auslagerungen von Bibliotheksbeständen).

Die Sacharbeit ergänzte Wiegand auch durch die personalpolitische Vertretung. So war er Vorstandsmitglied des Vereins Deutscher Bibliothekare 1985–1991 und eine der treibenden Kräfte bei der Gründung der BDB. In seiner Eigenschaft als 1. Vorsitzender des VDB 1987–1989 hat er den Bibliothekartag 1987 in Bonn und den Bibliothekskongress 1988 in Berlin mit ausgerichtet.

Allen, die Günther Wiegand in seiner langen Karriere begegnet sind und die mit ihm zusammengearbeitet haben, fällt die Vorstellung außerordentlich schwer, auf sein unermüdliches Engagement, seine klaren Positionen und vor allem seine Offenheit für jede Frage und jedes Problem in Zukunft verzichten zu müssen, nicht zu vergessen: seinen Humor (keiner, der ihn erlebt hat, wird jemals wieder »Äpfel mit Birnen verwechseln«, ohne an ihn zu denken) und seine Vorliebe für sprachliche Präzision, die auf den Service für den Bibliotheksbenutzer gerichtet ist (es sei ihm versichert: auch in Zukunft wird es in der UB Kiel keinen OPAC geben!).

Wiegand war kein leicht zufriedener stellender Chef; von überall her brachte er neue Ideen und Konzepte mit, sein Weitblick hat uns nicht nur verwundert, sondern manchmal auch vor große Anforderungen gestellt. Sein Hauptverdienst ist es, dass er seine Vision von einer Bibliothek mit Zukunft unermüdlich verfolgt und sie eingelöst hat: ein Erbe, das er an alle, die in seinem Haus weiterhin tätig sein dürfen, weitergibt.

Dafür, aber auch für die vielen Funktionen, die er in diesen Jahren in der Universität Kiel, für die Bibliotheken Schleswig-Holsteins und darüber hinaus auch

in Deutschland ausgefüllt hat, soll ihm auch an dieser Stelle tief empfundener Dank gesagt werden. Wir wünschen Günther Wiegand von Herzen einen langen gesunden Ruhestand gemeinsam mit seiner Frau und seiner Familie. Möge dies noch viele, viele Jahre bedeuten, in denen er sich losgelöst von beruflicher Verantwortung und Pflicht nur noch den angenehmen Dingen des Lebens widmen kann.

Else Maria Wischermann

DIE VERFASSERIN

Dr. Else Maria Wischermann, Universitätsbibliothek Kiel, Leibnizstraße 9, 24118 Kiel
wischermann@ub.uni-kiel.de



Günther Pflug

Interview

INTERVIEW: GÜNTHER PFLUG

Sie sind in den Sechzigerjahren auf vielen Gebieten des Bibliothekswesens ein Vorreiter gewesen. In welcher Hinsicht fühlen Sie sich als Pionier?

Alles fing damit an, dass mich der Staatssekretär im Kultusministerium Nordrhein-Westfalen eines Tages zu sich kommen ließ und mich vor die Wahl stellte: »Sie können Bibliotheksdirektor in Münster oder an der neu gegründeten Universität Bochum werden.« Nur die wenigsten Kollegen konnten verstehen, dass ich den Neuaufbau einer Bibliothek reizvoller fand als die Übernahme einer renommierten Institution, aber ich sah darin ganz andere Möglichkeiten, zumal Geld damals im Gegensatz zu heute keine Rolle spielte und ich jährlich 4 Mio. DM für die Buchwerbung erhielt. Diese Aufbruchstimmung wollte ich nutzen.

Wie kam es dazu, dass Sie an der UB Bochum mit der EDV begonnen haben?

Beim Bibliothekartag in Darmstadt 1962 gab es zum ersten Mal eine Vorführung darüber, was ein Computer bibliothekarisch alles leisten kann. Das bewog mich, gleich zu meinem Amtsantritt in Bochum mit einem eigenen Computer anzufangen. Die DFG bezahlte mir dafür zunächst eine Amerikareise, auf der ich rasch feststellte, dass all jene, die viel über Computer geschrieben hatten, wenig Praktisches auf diesem Gebiet vorzuweisen hatten. Hingegen stand dort, wo man wirklich etwas sehen konnte, keine Literatur zur Verfügung.

Wie wurde Ihr Experiment aufgenommen?

Als 1965 die Universitätsbibliothek Bochum als erste Bibliothek in Europa einen eigenen Computer bekam, fand im gleichen Jahr der internationale Bibliothekskongress in Helsinki statt. Dort fiel der berühmte Satz des Generaldirektors der Österreichischen Nationalbibliothek: »Was wollen Sie denn als Bibliothekar mit einem Computer, man fliegt ja auch nicht mit dem Flugzeug durch die Bibliothek!« Freilich hat der erste Computer auch fast 4 Mio. DM gekostet. Es ist mir allerdings gelungen, von der Firma Siemens zum Preis, den IBM für einen 16K verlangte, einen 64K zu bekommen. Das war sensationell.

Welche Einsatzgebiete schwebten Ihnen für den Computer in der Bibliothek vor?

Wir haben in Bochum mit der Katalogisierung und mit der Ausleihe angefangen. Da die Ruhr-Universität erst gut zwei Jahre nach meinem Dienstantritt eröffnet wurde, war die Katalogisierung vorrangig, aber es gelang uns, bis zur Eröffnung auch die Ausleihe zu automatisieren. Wir hatten geglaubt, wir würden innerhalb von vier Jahren alle weiteren Abteilungen, wie Erwerbung oder Zeitschriftenverwaltung, automatisiert haben, mussten aber feststellen, dass die Dinge komplizierter waren, als wir erwartet hatten. Dabei muss man bedenken, dass es damals noch keine Bildschirme gab, sondern alles über Lochkarten und -streifen ein-

gegeben wurde. Jede der später gegründeten Bibliotheken, wie Bielefeld, Konstanz und Regensburg, konnte natürlich vom technischen Fortschritt profitieren.

Hat sich Ihrer Meinung nach das Berufsbild des Bibliothekars dadurch verändert?

Im Zuge dieser technischen Entwicklungen kam plötzlich die Vorstellung auf, wir bräuchten statt Bibliothekaren nur noch Informatiker. Bei der Gründung des Instituts für Dokumentationswesen in Frankfurt verkündete dessen Leiter, die Zeit der Bibliothekare sei vorbei, jetzt komme die Zeit der Dokumentare. Heute wissen wir, dass dieser Berufszweig im Gegensatz zu dem des Bibliothekars faktisch ausgestorben ist. Bei meinen wöchentlichen Besuchen in Der Deutschen Bibliothek stelle ich immer wieder fest, dass es bei der Auskunft in gleichem Maße um die Benutzung der technischen Mittel geht wie um die sachliche Information. Und Bibliothekare wissen eben anzugeben, wie man Informationen findet.

Wo liegen weitere Stärken des Bibliothekars?

Die Entwicklung im Bibliothekswesen ist von Anfang an glücklicher verlaufen als bei den Museen. Die Bibliotheken haben im Unterschied zu diesen eine Referendarszeit, und auf diese Weise können Bibliothekare zwei Jahre lang in administrative Abläufe eingewiesen werden. In den letzten 20 Jahren hat man

ZUR PERSON

- Prof. Dr. Günther Pflug
- Geboren **20.4.1923** in Oberhausen
- Studium: Mathematik, Philosophie und Naturwissenschaften
Promotion: **1950**
Staatsexamen: **1953**
Bibl. Referendar in der UB Münster **1953**, BTH Aachen **1954**,
Bibliothekar-Lehrinstitut Köln **1954**, Fachprüfung **1955**
- Beruflicher Werdegang: **1955** Bibliotheksassessor in Köln
1960 Bibliotheksrat in Köln
1961 Oberbibliotheksrat in Köln
1963 Bibliotheksdirektor in Bochum
1972 Direktor des HBZ des Landes NRW
1976 bis 1988 Generaldirektor Der Deutschen Bibliothek Frankfurt/Main

Mitgliedschaften und ehrenamtliche Engagements (u. a. Ehrenvorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache, Ehrenvorsitzender des Arbeitskreises selbständiger Kulturinstitute e.V., Ehrenmitglied der Deutschen UNESCO-Kommission)

Zahlreiche Veröffentlichungen im Buch- und Bibliothekswesen

auch zunehmend den Diplom-Bibliothekaren, die für die Verwaltung bestimmt waren, Aufstiegschancen in den Höheren Dienst gegeben. Dadurch sind gute Kräfte mit Verwaltungserfahrung in Führungspositionen aufgestiegen.

Wo sehen Sie die wesentlichen Aufgaben heutiger bibliothekarischer Führungskräfte?

Wichtig ist nicht nur das interne Verhältnis zu den Mitarbeitern, das gepflegt werden sollte, sondern vor allem erscheinen mir wesentlich die Beziehungen zu den jeweiligen Ministerien. Heute stehen die Bibliothekare im Wettstreit mit anderen kulturellen Institutionen vor erheblichen Anforderungen von dieser Seite.

Wo kann man Ihrer Ansicht nach als Bibliothekar heute noch Pionierarbeit leisten?

Sicherlich auf dem Gebiet der virtuellen Bibliothek, deren Bestände digitalisiert sind. Dabei muss man jedoch Wert auf die sinnvolle Ergänzung der Medien legen. Als ich beispielsweise einmal über den Begriff der »humilitas« in den ersten beiden Jahrhunderten nach Christus forschte, konnte ich mir die Arbeit mit mehr als 200 dicken Bänden der Werkausgabe von Augustinus durch die präzisen, schnellen Suchmöglichkeiten in der Ausgabe auf CD-ROM erleichtern.

Mit den elektronischen Publikationen, insbesondere dem Internet, kommt verstärkt das Problem der Langzeitarchivierung auf die Bibliothekare zu. Was sind Ihre Erfahrungen damit?

Internetpublikationen für die Ewigkeit aufzubewahren, stellt natürlich ein großes Problem dar. Andererseits kenne ich aus meiner Zeit als Generaldirektor Der Deutschen Bibliothek ein Beispiel dafür, dass dieses Problem der Langzeitarchivierung nicht nur im Hinblick auf das Internet auftritt, sondern auch in Bereichen, die mit Elektronik gar nichts zu tun haben. Die Musikverleger verleihen etwa handschriftliche musikalische Werke an die Orchester. Ich habe darum gekämpft, dass Verlage wie Bärenreiter diese später nicht wegwerfen, sondern an das Deutsche Musikarchiv in Berlin abgeben. Die Verlage wehrten sich dagegen mit der Begründung, es gebe in diesen Unterlagen so viele Verbesserungen und handschriftliche Korrekturen. Da sie die Unterstützung des Ministeriums gewinnen konnten, wurde dieser Punkt leider nicht in der Pflichtexemplarverordnung verankert.

Wie weit soll man bei der Langzeitarchivierung Ihrer Ansicht nach überhaupt gehen?

Nicht alles ist bewahrenswert, vieles wird vielleicht nie wieder nachgefragt. Auch die Grenze zwischen öffent-

licher und privater Publikation ist oft schwer zu ziehen. Die Archive sind in dieser Hinsicht viel rigoroser. Sie befinden in der Regel nur zehn Prozent der ihnen übergebenen Akten als bewahrenswert, der Rest wird vernichtet. Andererseits haben wir auch schon gesehen, dass die fehlende Aufbewahrung von Schulbüchern aus dem 19. Jahrhundert die Geschichtsschreibung über die deutsche Pädagogik erheblich erschwert hat. Man hat mir manchmal vorgehalten, dass ich als Generaldirektor Der Deutschen Bibliothek auch für das Vergessen plädiert habe. Ich stehe aber dazu, dass man nicht alles behalten kann. Wir leben vom Vergessen ebenso wie vom Bewahren.

Sie waren zwölf Jahre lang Generaldirektor Der Deutschen Bibliothek. Wie beurteilen Sie deren Entwicklung seither?

Entscheidend war für mich die Wiedervereinigung. Ich persönlich hätte auch aus politischen Gründen dazu geneigt, alles nach Leipzig zu verlegen, obwohl wir kurz vor der Grundsteinlegung des Neubaus in Frankfurt standen. Denn die Kosten des Büchertransports zwischen Leipzig und Frankfurt zum Austausch der Pflichtexemplare und zur Vermeidung der doppelten Katalogisierung sind enorm hoch. Im Vergleich mit anderen Ländern erkennt man aber auch, dass die drei Standorte – mit dem Musikarchiv in Berlin – auch Vorteile haben, nämlich vor allem den der Sicherung.

Was halten Sie heute für die wichtigste Herausforderung für die Nationalbibliotheken?

Das Grundproblem ist die Vereinheitlichung der Katalogisierungssysteme. Schon 1951 gab es in Paris eine Konferenz über die Vereinheitlichung der Katalogisierungsregeln. Die Einzigen, die sich dem nicht anschlossen, waren ausgerechnet die Amerikaner. Trotz der Nachteile des amerikanischen Systems, etwa bei der uneinheitlichen Schreibweise von Namen und Ähnlichem, ist die Frage, ob man nicht eine Form des amerikanischen Systems weltweit einführt, um den internationalen Datenaustausch zu erleichtern. Für Die Deutsche Bibliothek ist das vielleicht weniger erheblich, weil sie ohnehin nur einen geringen Anteil ausländischer Literatur anschafft. Aber für die Universitätsbibliotheken wäre es durchaus hilfreich, wenn sie die Titelaufnahme gleich beim Erwerb mit übernehmen könnten.

Sie sind heute weiterhin auf vielen kulturellen Gebieten aktiv. Wofür setzen Sie sich ein?

Ich habe mich als damaliger Vorsitzender der Gesellschaft für deutsche Sprache intensiv mit der Rechtschreibreform befasst. Nur bin ich mit dem Ergebnis

nicht zufrieden. Dass alle hundert Jahre einmal die Rechtschreibung an die Sprachentwicklung angepasst werden muss, damit nicht eines Tages wie im heutigen Englisch zwischen dem Schrift- und dem Lautbild eine große Kluft besteht, liegt für mich auf der Hand. Man hätte aber viel mehr freigeben sollen.

Sie sind Ehrenvorsitzender des Arbeitskreises selbständiger Kulturinstitute. Wie steht es um die Zukunft dieser Einrichtungen?

Die letzte Besprechung mit der Beauftragten der Bundesregierung für Angelegenheiten der Kultur und der Medien stimmt mich zuversichtlich. Nicht nur konnten wir die Kürzung von Mitteln oder sogar die drohende Schließung einiger Institute wie der Casa di Goethe in Rom verhindern, wir konnten zum Glück auch abwenden, dass man die beiden großen Institute, die Stiftung Weimarer Klassik und das Literaturarchiv in Marbach, ausschließt. Außerdem hat man uns Mittel in Aussicht gestellt, wenn die Institute private Fördergelder einwerben.

Halten Sie angesichts der anhaltenden Sparzwänge die Kultur in unserer Gesellschaft heute für bedroht?

Nein, denn das Kulturengagement der Bürger ist doch eigentlich recht stark, man denke etwa an das Frankfurter Städel. Bei der Krise der Theater kann es daran liegen, dass viele Regisseure gegen das Publikum inszenieren. Aber selbst das muss man differenziert sehen. Ich glaube, dass die Kultur sich weiterhin durchsetzen wird. Dazu braucht man auch keine großen Etats. Mit den szenischen Aufführungen von Schubert hat die Frankfurter Oper beispielsweise gezeigt, wie viel man mit relativ bescheidenen Mitteln leisten kann. Auch die Matisse-Ausstellung in der Frankfurter Schirn oder die Rembrandt-Ausstellung im Städel waren Publikumserfolge. Zwar finde ich den Trend zu Events bedenklich, aber immerhin sieht man daran, dass es ein breites Interesse für die Kultur gibt.

Herr Pflug, wir danken Ihnen für das Gespräch.

Die Fragen stellte Sabine Baumann.

Seit 1. Juli dieses Jahres ist **Dr. Else Maria Wischermann** Leiterin der Universitätsbibliothek Kiel. Die 1955 in Oberhausen/Rheinland geborene Wischermann studierte Geschichte und Romanistik in Münster/Westfalen und Lille/Frankreich und war 1983–1985 Bibliotheksreferendarin in Kiel und Köln. 1986 trat sie die Stelle als Fachreferentin für Klassische Altertumswissenschaften und Kunstgeschichte in der UB Kiel an, übernahm gleichzeitig das Dezernat Altbestand, Handschriften und Nachlässe sowie kurze Zeit danach auch das Dezernat Sacherschließung. 1990 wurde Else Maria Wischermann Leiterin der Benutzungsabteilung und im Jahr 2002 Stellvertreterin von Dr. Günther Wiegand, der mit Ablauf des Monats Juni 2003 in den Ruhestand verabschiedet wurde (s. Würdigung in diesem Heft).

Ihre Meldungen für den Bereich »Personalien« in ZfBB schicken Sie bitte an martina.leibold@gmx.de



Else Maria Wischermann

Abschlüsse

ABSCHLÜSSE

— **Berlin, Humboldt-Universität,**

— **Institut für Bibliothekswissenschaft**

Marianne Jacob, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften in Berlin, hat am 3.7.2003 den mündlichen Teil der Doktorprüfung (Dr. phil.) bestanden. Das Thema der bibliothekarischen Dissertation lautet: »Die Anfänge bibliographischer Darstellung der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts: Untersuchungen zur Vorgeschichte des ›Deutschen Schriftsteller-Lexikons 1830–1880‹«.

Kathrin Paasch, Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha, hat am 14.7.2003 den mündlichen Teil der Doktorprüfung (Dr. phil.) bestanden. Das Thema der bibliothekarischen Dissertation lautet: »Die Bibliothek des Johann Christian von Boineburg (1622–1672). Ein Beitrag zur Bibliotheksgeschichte des Polyhistorismus«.